

# Kramerius 5

Digitální knihovna

---

## Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránky: I, II

# DICHTUNG UND WELT

Nr. 6

Beilage zur „Prager Presse“

1932

## Mein Verhältnis zu Goethe

Von T. G. Masaryk

Zu Goethe gelangte ich ungefähr in der 4. und 5. Gymnasialklasse, also in meinem 17. und 18. Lebensjahr. Damals hatte ich mir ein paar Groschen erspart und erstand eine Auswahl aus Goethes Gedichten; nach ihnen konnte ich mir bald eine, freilich unvollständige, sechsbändige Ausgabe von Goethes Schriften kaufen. Aber sie genügte mir damals.

Goethe lernte ich zuerst als lyrischen Dichter kennen; ich bewunderte seine Kunst, was er nämlich aus der deutschen Sprache zu machen verstanden hat — Klangfülle, Bildlichkeit bis zur Onomatopoesie, vollendete Reime und Verse und ein harmonisches Gesamtgefüge der einzelnen Gedichte. In allem und jedem paßt die Form zum Inhalt.

Von der Lyrik ging ich zu den Romanen, Dramen usw. über, auch zum Faust; auch im Faust packte mich die Form, ich möchte sagen, das Lyrische des Dramas. Ein Drama? Der Faust ist eine Analyse des modernen Menschen, eine Analyse der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert, somit eine Philosophie der Geschichte, vielmehr des zeitgenössischen, aber auch des vorausgegangenen Geschehens. Die Geschichte wird von Goethe, und zwar richtigerweise, nicht bloß als eine Konstatierung von Tatsachen, sondern auch als deren Wertung gegeben.

Faustens Problem ist der Titanismus — er selbst nennt Faust einen Uebermenschen — er Titanismus, wie er von der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie entfesselt ist, die Unrast des neuzeitlichen Menschen überhaupt, die inständige Suche nach einem neuen, neuen Dasein, nicht selten auf Kosten der Ueberlieferung. Goethe überwindet das Mittelalter, aber auch den Humanismus und Rationalismus, soweit sie in Religion, Theologie und neuzeitlicher Philosophie und Wissenschaft sich in Gestalt der Scholastik kundgeben.

Sohn des 18. und des 19. Jahrhunderts, Zeitgenosse der Großen Revolution, der Reaktion und der Restauration, Voltaires, Rousseaus, erlebte er als Künstler sehr lebhaft den Klassizismus und die Romantik; in seinem Kern blieb er Klassiker (Iphigenie — Tasso u. a.).

Im ersten Teil des Faust gelangte er durch aus folgerichtig zum Problem des Selbstmords (über diesen siehe auch den Abschnitt in Dichtung und Wahrheit) und des Mordes (Tötung von Gretchens Bruder); dieser Beschluß der modernen Zerrissenheit, Halb-schlächtigkeit und einseitigen Sinnlichkeit wurde, nicht ohne Goethes Einwirkung, von den Russen (Dostojevskij — Tolstoj) auf eine realistischere Art dargestellt.

Zu seinem Klassizismus schickte sich ein gewisser Aristokratismus des Mannes von Bildung und Stand; das Problem des Titanismus löste er vornehmlich auf dem Gebiete der Philosophie und Religion. Die soziale Seite blieb ihm nicht verborgen, jedoch Gewohnheit, Familientradition und sein eigenes Leben an einem kleinen Hof und in den Städten ließen ihn nicht jene Dosis damaligen deutschen Bürgertums überwinden, die Beethoven in ihm mit solchem Befremden herausspürte.

Praktisch war Goethe sein ganzes Leben hindurch das Vorbild eines arbeitenden Menschen, auch als Beamter und Finanzmann in der ersten Weimarer Zeit; der zweite Teil des Faust löst das Problem philosophisch. Der Werdegang eines Doktors der Rechte, Advokaten und Beamten verleiht ihm die Poesie nicht, gab ihm im Gegenteil die praktische Richtung. (Dichterisch die Elemente von Jungdeutschlands nachgoethischem Realismus). Mit dem energischen Götz überwand er den schwächlichen Werther; bezeichnenderweise erschien der Götz vor dem Werther, wiewohl er beide Charaktere zur gleichen Zeit erlebte.

An Goethe kann man sich das Verhältnis der Kunst (Poesie) zur Wissenschaft und Philosophie klarmachen.

Goethe war mir ein Lehrer mit seiner Allseitigkeit und Universalität; die Kultur aller Zeiten und Völker fesselte ihn, alle Gebiete des menschlichen Denkens und Tuns nahmen sein Interesse in Anspruch.

Goethe ist seinem Wesen nach Deutscher; er bemühte sich aber, alle Völker und ihre Kunst zu begreifen und von ihnen zu lernen. Er war frei von jeglicher Vaterlandstümelei, die in Deutschland zu seiner Zeit bereits im Schwange war; er fürchtete sich nicht, diese Vaterlandstümelei von sich zu weisen. Freilich ist heute das nationale, aber auch das internationale Bewußtsein reicher und intensiver, aber Goethe bestimmte gut die Richtung,

die harmonische Verbindung von Nationalismus und Internationalismus. Goethe war einer der ersten Europäer.

Auf meine eigene Entwicklung hat Goethe stark mit formendem Einfluß eingewirkt. Die Einwirkungen auf einen modernen Gebildeten, der die Literatur und Kultur vieler Zeiten und Völker in seinen Erfahrungskreis zieht, sind freilich vielfältig. Wir übernehmen einzelne Gedanken, wir lernen die Methode, werten unsere Vorbilder und ahmen sie nach, überwinden und lehnen aber auch ab, was vor unserer Kritik nicht zu bestehen vermag. Auch in dieser Ablehnung kann sich ein starker, intensiver, guter Einfluß bergen. In diesem weiteren Sinne gebrauche ich den Begriff: formender Einfluß.

Ich habe meine Lehrer und Vorbilder nicht unkritisch übernommen. Ich war frühzeitig kritisch auch gegen Goethe. Goethe öffnete mir die Augen mit seinem starken Egoismus, seiner gewissen Rücksichtslosigkeit (wie Heinrich das Gretchen verläßt — die Rücksichtslosigkeit gegen Philemon und Baucis, zum bei Faust zu verbleiben); aber er ver-

söhnte mich mit seiner Wahrhaftigkeit, die auch vor einer nicht bloß unwillkürlichen Beichte nicht zurückschreckt. Seine Beichte war diskret, insoweit er selbst sich der Leserschaft darbot. Die literarischen Detektive machen die Leserschaft auch mit intimen Beichten bekannt, wie bei anderen großen Dichtern. Dichtung und Wahrheit ist nicht bloß ein Genre Goethes, sondern die Methode aller Autobiographen. Die Menschen verstehen wenig davon, daß das Menschenleben nicht bloß Denken und sittliche und technische Praxis, sondern auch Kunst, Dichtung ist.

Goethe wurde nicht das Glück zuteil, eine starke, ihm an Bildung ebenbürtige, ihn wenigstens begreifende Frau kennen zu lernen; sein Leben ist eine Galerie schwacher Frauen, mit Gretchens Vorbild beginnend. Er träumte von Helena, um bei der Vulpis zu enden — nur Frau von Stein wurde ihm für längere Zeit eine wahre Freundin.

Bystrická, den 27. September 1931.

Aus der sechsten im Staatsverlag in Prag erschienenen Festschrift „Goethév sborník“.

## Der Tod Aus den Aufzeichnungen eines Freundes

Von Karel Nový - Mit Zeichnungen von Jaroslav Veris

Der Weg zur Schule führte an dem herrschaftlichen Wildgehege vorbei, das mittels eines Drahtzauns sorglich von der Welt abgeschlossen war. Im Gehege lebte Hochwild. Ganze Rudel von

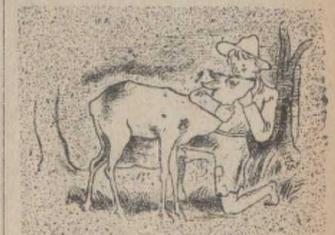


Rehen tummelten sich darin herum und flohen hastig in die Waldtiefe, sobald sie einen Menschen erblickten. Ich liebte diese hübschen Wesen und neidete ihnen ihre Freiheit sowie die Fülle ihrer Nahrungsmittel. Im Frühling im Sommer und im Herbst kostete, deren ich außerhalb der Schule dringend bedurfte. Ihr wißt doch, was für Geizkrägen und Krämer Jüngens sind, besonders die, welche aus einem andern Dorf kommen.

Das Leben der Rehe inmitten der Wälder, unterhalb der Felsen und im Bruch, auf den Lichtenungen, Rainen, am Bach — was für eine Idylle! Ich hätte gern mit ihnen gelebt, mich vor den Menschen im Strauchwerk, im jungen Fichtenwald verborgen, aus der Quelle getrunken, auf den warmen, sonnendurchglühten Hängen geschlafen. Mit besonderer Freude betrachtete ich die jungen Rehe, die um die alten herumschritten, anmutig und unschuldig wie die Pflanzen, auf denen sie umherhüpfen.

Einmal geschah es, daß ein Paar über den Drahtzaun setzte und jenseits desselben in den Wäldern der Bauern lebte. Die Heger suchten das Paar einzufangen und in das Wildgehege zurückzutreiben, es gelang ihnen aber nicht. Das Pärchen entschwand ihnen wie ein morgendlicher Schatten.

An einem Frühlingstag kehrte ich aus der Schule heim. Weiß der Teufel wie es geschah, aber ein junges Reh lief mir über den Weg. Es schoß aus dem Unterholz des Hochwalds hervor und machte beim Drahtzaun des Geheges halt. Ich stürzte auf das Tier los und hielt es an. Es war zart, weich und warm. Ich hob seinen Kopf



empor und streichelte es. Das Reh zitterte vor Angst und stieß einen langen, klagenden Ton aus. Es weinte wie ein Säugling in den Armen eines Unbekannten.

Fürs Leben gern hätte ich es behalten, heimgetragen, erzogen! Ich hatte von zahmen Rehen gehört, die auf den Höfen von Forsthäusern aufgezogen worden waren und kannte keinen heißeren Wunsch, als ein Rehzieklein mein zu nennen. Jetzt hätte ich es endlich! Während es meckerte, hätte ich vor Freude am liebsten gejuchelt und gelacht. Doch just in diesem Augenblick vernahm ich Stimmen, die von der Biegung des Waldwegs zu mir herüberdrangen. Ich erkannte die Stimme des Hegers. Noch heute weiß ich nicht, was damals mit mir geschah. Irgend eine unreine Macht bekam Gewalt über mich. Ich drückte den Hals des jungen Tiers ungestüm zusammen und ließ es locker, bis ich es getötet hatte. Es wehrte sich nicht sehr. Zuckte nur mehrmals verwerflich mit den Beinen und verreckte. Ich warf es ins Gras und ließ maßlos verstört davon.

Ich bezognete tatsächlich dem Heger mit dem Forstgehilfen.

Ein Schatten umdüsterte meine Seele und meine Stirn schien ein Schandmal zu versengen: Ich grüßte schuldbehaftet, Fürchtete, sie könnten mir anmerken, was ich verbrochen hatte. Sie besaheten mich kaum. Die Unruhe, die mein Herz in Aufruhr versetzte, wuchs und als das Gespräch der Waldhüter verklungen war, kehrte ich auf den Tatort zurück. Das Zieklein war bereits erkalmt, seine Augen hingegen starrten mich gleichsam lebendig und von einem großen, schweren und traurigen Vorwurf erfüllt, an. Ich stand entsetzt und stumpf über meinem Opfer.

## Mein Weg zum Theater

Aus dem Buche der Erinnerungen Von Fedor Saljapin

Ich frage mich mitunter, warum das Theater nicht nur meine Aufmerksamkeit gefesselt, sondern auch mein ganzes Wesen erfüllt hat? Die Erklärung ist eine ganz einfache. Die Wirklichkeit, die mich umgab, enthielt wenig Positives in sich, sie war negativ. In meinem realen Leben sah ich rohe Taten, hörte ich rohe Worte. All das ist natürlich mit dem Leben eines jeden Menschen vermischt, aber das Milieu der Tuchvorstadt von Kazan', in das das Schicksal mich zu versetzen beliebte, war ein besonders rohes. Ich begriff es vielleicht nicht mit dem Verstand, ich gab mir keine klare Rechenschaft darüber, zweifellos aber fühlte ich es mit dem ganzen Herzen. Tief in meiner Seele, etwas Unerkündliches sagte mir, daß dem Leben, das ich rings um mich sah, etwas fehlte. Mein erster Theaterbesuch hatte eben deshalb mein ganzes Wesen aufgerüttelt, weil er anschaulich meine vage Ahnung bestätigte, daß das Leben anders sein kann — schöner, edler.

Ich wußte nicht, wer diese Leute waren, die auf der Bühne „Medea“ oder „Russische Hochzeiten“ spielten, aber das waren für mich Wesen höherer Art. Sie waren so herrlich gekleidet! (höchstwahrscheinlich waren sie durchaus schlecht gekleidet). Sie trugen merkwürdige Mäntel altrossischer Bojaren, rote Safjanstiefel, Atlasrosen von smaragdgrüner Farbe. Beim Lichte einer Petroleumlampe, die statt einer Glocke mit einem Stück Zeitungspapier umwickelt war, ihr vorlas:

Es nüchtere ein goldenes Wölkchen Auf der Spitze eines Riesenfelsens . . .

Ich erinnere mich, wie tief ergriffen ich war, als ich einmal, bereits als Sänger der kaiserlichen Bühne, die gleiche Meinung hörte, in einfacher, aber prägnanter Form von einer ungebildeten Frau geäußert. Es kommt mir dabei eine von meinen herrlichen Jugendsünden in Erinnerung: die hübsche, großartige Elizaveta. Ihr Leben war langweilig und grau, wie nur das Leben im Hause irgendeines Untergehilfen des Vorstandes einer Eisenbahnhaltestelle in der russischen Provinz grau und langweilig sein kann. Sie war schön wie Venus und wie Venus eine Analphabete. Ihr größter Vorzug war aber der, daß sie eine schlichte, gute russische Frau war. Eine Feldblume.

Sie läuschte mir mit geweiteten Pupillen, als ich in den Stunden unserer Zusammenkünfte, beim Lichte einer Petroleumlampe, die statt einer Glocke mit einem Stück Zeitungspapier umwickelt war, ihr vorlas:

Es nüchtere ein goldenes Wölkchen Auf der Spitze eines Riesenfelsens . . .

In heller Begeisterung sagte sie: „Was für sonderbare Menschen ihr Gelehrten, Schauspieler, Artisten seid! Ihr sprecht Worte,

die ich jeden Tag hören kann, aber niemand hat sie mir so zusammengesetzt. Wölkchen — Felsen — Spitze — Riese, und was könnte einfacher als „nüchtere“ sein, — wie das alles aber gut zueinander paßt! Weinen möchte man. Wie gut ihr alles trefft! . . .“

Das waren meine eigenen Gedanken im Munde der Elizaveta. Geradeso fühlte und dachte ich als Kleiner Junge. Ich liebe da in meiner Tuchvorstadt, vernehme Worte, die so oder so ausgesprochen werden, die Seele aber reagiert in keiner Weise darauf. Im Theater aber, von jemandem gesammelt, gewinnen sie Majestät, Schönheit und Sinn . . .

Dazu noch das Licht, die Dekoration, der geheimnisvolle Vorhang und die geheiligte Schranke, die uns Tuchvorstädter von ihnen, den „Heiden“ in roten Safjanstiefeln, trennt . . . Das Überstige alles, was ich mir vorstellen konnte. Das versetzte nicht nur in Staunen. Offen gestanden — das überwältigte.

Ich wußte nicht, konnte nicht herausfinden, ist es Wirklichkeit oder Täuschung. Offenbar kümmerte ich mich gar nicht darum, wie es aber auch die bösartigste Täuschung gewesen, meine Seele hätte heilig an diese Täuschung geblaut.

Von diesem Augenblick an, obwohl ich noch sehr jung war, beschloß ich im Tiefsten meiner Seele, ein für allemal, ohne Worte und Gelübde, eben dieser Kommunikation teilhaftig zu werden . . . Und häufig kam es mir seitdem vor, daß nicht nur gewöhnliche Worte, sondern auch unsere Handlungen, notwendige, alltägliche, reale Handlungen unserer Tuchvorstadt, in herrliche Handlungen einer hochbedeutenden Dichtung umgewandelt werden könnten. Dazu aber gehört im Leben wie in der Kunst schöpferische Phantasie und künstlerischer Wille. Man muß träumen können.

Aus dem Russischen von H. K. t.

denn ich war mir über die ganze Schändlichkeit meiner Tat klar. Mir war zumute wie Kain über dem leblosen Körper des Abels. Ich hatte Lust davonzulaufen. Die schwarze, schwere Woge einer sonderbaren, bislang nie gekannten Angst wälzte sich mir entgegen und ich konnte nicht entrienen. Erst nach einer qualvoll langen Zeit, während der das Gefühl hatte, als erkalte mein Herz ebenso wie das des Rehs unter meiner Hand, ergriff ich das Tier und verbergte es in dem Jungwald abseits vom Weg unter Zweigen und Laub.

Als ich nach Hause kam, war ich glühend heiß, als wäre ich krank. Mein Freund, der Hund, der mir entgegenlief, hatte diesmal kein Glück bei mir. Ich jagte ihn fort, denn ich neidete ihm seine gute Laune. Ich schützte Kopfschmerzen vor, legte mich bald zu Bett und bemühte mich, einzuschlafen.

Es gelang mir nicht: vor mir standen unentwegt die großen, unschuldigen Augen des jungen Rehs. Sie drangen auf mich ein wie Wespen, wuchsen und vergrößerten sich und kreisten vor mir wie ungeheuer große Ringe. Zwei dunkle, geheimnisvolle Löcher im Anlitz des Lebens...

Am folgenden Morgen sah ich in der Nähe meines Tatorates das traurige Mutter-



reh mit dem Rehbock umberirren. Sie suchten das Ermordete. Wie gern hätte ich sie doch gesehen, wenn sie sich auf mich gestürzt und mich bestraft hätten, um mein Verbrechen ungeschehen zu machen und mich von meiner Sünde zu erlösen! Doch sie huschten nur vorbei, um wieder zu verschwinden.

Viele Tage verstrichen, bevor ich ein wenig vergaß und davon abließ, zu der Stelle zurückzukehren, auf der ich die Tat vollführt hatte, für die ich mich noch heute schäme. Ich erinnere mich, daß mich die Vorwürfe ob dieses Mordes häufig überfielen, daß sie mich auch inmitten leidenschaftlicher Knabenspiele zu finden wußten, daß ich dann plötzlich verstumme und trotz der eindringlichen Bitten meiner Kameraden in die Einsamkeit flüchtete. Es schmerzte mich, daß ich das Leben eines unschuldigen, schönen Geschöpfes vernichte, eine lebendige Flamme gelöscht, ein anmutiges Lächeln entzweierte hatte. „Warum?“ Dieses Warum, auf das niemand eine Antwort zu geben vermochte, brannte

in meinem Inneren wie ein glühender Draht und in den unentwegt lebenden, ins Leere, ins Unbekannte starrenden Augen, las ich zitternd das entsetzliche Wort: T o d. Der Tod, den ich heraufbeschworen hatte, rührte mich mit eiskalten Fingern an.

Gott, warum hast du mich nicht als Hirschkuß geschaffen?

Wie sehr beneidete ich diese Geschöpfe um ihre Unschuld!

Es war im Februar, ich erinnere mich sehr genau.

Ein leichter Schnee war gefallen und der Frost hatte ein wenig nachgelassen. In der Nacht setzte er aber mit erneuter Stärke ein. Die Vögel piepsten matt auf den reißbedeckten Zweigen und dicht über der Erde kreisten widerwärtig krächzende Raben. Sie scharten sich zu einem großen Haufen und versanken hinter dem Schober unfern der Landstraße. Ich wollte wissen, warum diese Totenvögel sich zusammengelotet hatten und näherte mich dem Schober. Sie balgten sich um einen alten Fetzen. Der Hunger, der Dalibor Geige spielen lehrte, lehrte die Raben unverdauliche Stoffe genießen. Sie flatterten empor, als sie mich erblickten.

Als ich längs der andern Seite des Schobers zurückkehrte, stieß ich mit dem Fuß an irgendeinen Gegenstand. Ich schaute hin und schrie entsetzt auf: Zwei menschliche Füße ragten hervor aus dem Stroh, aus dem Versteck, das in den Schober gewühlt war. Halbsitzend, halbliegend sah ich eine Frau vor mir, eine tote Frau mit herausgewälzten, grauenhaften Augen. Und der Blick dieser Augen, die sich wie zwei vergiftete Nadeln in mich hineinzubohren und bis in mein Rückgrat zu dringen schienen. Heßen mich erstarrten, nagelten mich an den Erdboden. Nach einer verzweifelten Anstrengung senkte ich schließlich die Lider und rannte davon, indem ich unmenschliche Schreie ausstieß.

Die Landstraße lag einsam da. Frostige Stille umklammerte die Landschaft. Und in dieser Stille schrie ich mein Entsetzen zu dem gleich-



gültigen Himmel empor. Ich befand mich bereits jenseits des Hügels, lief und schrie aber noch immer. Etwas Entsetzliches, irgendein großes, vampirartiges Ungeheuer schien mir im Nacken zu sitzen. Es hatte offenbar Flügel. Tatsächlich vernahm ich ein wildes Rauschen — es war der Tod.

Vollkommen entkräftet erreichte ich die Schule.

Man meldete den Vorfall der Gendarmeriestation, doch es währte lange, bevor eine Kommission die Leiche der unbekanntem Landstreicherin besichtigte und fortschaffte.

Als ich am Nachmittag den Heimweg antrat, umringte eine Schar Neugieriger den Schober.

Ich weiß nicht, was die vorübergehenden Dorfbewohner veranlaßte, die Zeit über der Leiche dieses verlassen Geschöpfes zu verdröbeln, was sie an die toten, ins Leere glotzenden Augen fesselte.

Ich erinnere mich genau der dürtigen Kleidung der Landstreicherin. Ihr Gewand, dessen Farbe man nicht mehr unterscheiden konnte, hing an ihr herab wie Spinnweben. Nur das von den Haaren herabgerutschte Tuch war schwarz

gewürfelt. Ihr Anlitz war gelb und blau, die spitze Nase ragte wie Wachs aus dem Gesicht. Das alles erregte in mir kein Grauen. Nur die Augen, die weit geöffneten, verglasten, in die Ferne verflüchtigten Augen tanzten vor mir, wohin ich auch blickte. Überall sah ich sie vor mir, als blickten sie höhnisch, ironisch und anklagend in meine Augen, als neideten sie mir, daß ich lebte, mich bewegte. Ich zitterte. Mein Herz krampte sich zusammen und ich dachte an das ermordete junge Reh, dessen Augen mit den Augen der Landstreicherin vor den meinen hin und her schwankten.

„Der Tod,“ lispelte ich entsetzt... Berechtigte Übersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reiner

## Die innere Stimme auf dem Dorf

Von Paris Gütersloh

Seit Wochen quälte Herr Evarist Thom, Ortskrümer und Organisten, ein ungewöhnlicher Gedanke. Der allzufrühe Tod seines Vaters hatte ihn von der höheren Schulbank geholt und hinter die Theke gestellt. Da er so plötzlich aus dem geistlichen Konvikt Gerissene das Harmonium sehnsuchtsvoll besser und auch lauter über die Dorforgasse spielte, setzte man ihn auch hinter die Orgel. Seinem Vorgänger, dem jetzt noch amtierenden Lehrer, hatte eben damals — es war die Rebhühnerzeit — ein Schrotschuß drei Finger der rechten Hand in die Luft gewirbelt. Drei Fülle also von krasser vis major, die, je weiter sie zurücklagen — der gute Thom hat die Fünfgig durchschritten, hat Kinder, die gleich ihm das vererbte Instrument beherrschen — desto mehr zu denken gaben. Das Gärtchen hinter dem Laden sah ihn öfter denn sonst den einen Weg zwischen dem immergrünen Buchs und den verblühenden Rosenstöcken wandeln. Mochte die Frau, welche er vielleicht auch aus allzu schneller Ergebung in die Schikung geheiratet hatte, dem abendlichen Andrang der Kunden begegnen. Wenn die Sonne den westlichen Rand berührt, aber noch Thoms Brillengläser funkeln macht — man lebt ja auf dem einzigen Berg weiten Umkreises — wenn die Ebene bereits in violetter Kälte liegt, in dieser Höhe aber noch die fast vergeistigte Wärme des Spätherbstes herrscht, dann ist die rechte Stunde, nachzudenken, gekommen.

Eines Nachmittags endlich war unser Thom so weit, als ein Reisender sein muß, dessen Zug in grüner Frühe fährt. Was er zurückläßt, das ist eine nicht sonderlich scham gestopfte Lade, was er mitnimmt, ein peinlich geordneter Koffer.

So, mit geistigem Gepäck beladen, das man nicht wahrnahm, in seinem besten Rock, den man nicht bemerkte, erschien er vor seinem Pfarrherrn. Da er kein ungewöhnlicher Gast war, mußte er die umständliche Bereitung des trefflichen Kaffees durchharren, dem Getränk alle Ehre geben, von dem dazu gereichten goldgelben Kuchen reichlich nehmen und dann noch über alle Neuigkeiten der gemütlich darsitzenden Haushälterin Auskunft geben. Erst als des Hausherrn Hand mit dem Revier zu spielen begann, es also höchste Zeit war, aufzubrechen, hat er um eine Unterredung unter vier Augen. Wenn man einander täglich sieht und einander fast alles sagt — den Rest liest man vom Gesicht oder weiß ihn von Ohrenbläsern; das Dorf ist klein und seine Menschen sind bald ausgeleert — entdeckt man nicht gern, daß einer ein wohlbehaltetes Geheimnis hat. Beinahe ist's eine

Schande für den, der es so teilnehmenden Freunden verschweigen konnte, und für jenen, der es schon längst hätte erraten sollen. Die Haushälterin wurde rot und verschwand, der Pfarrer fühlte nicht die richtige Grube im Sot unter sich und rückte wie auf ungewohntem Theateressell hin und her. So rasch als das umständliche Sprachkleid es zuläßt, wohin es auch noch so klarer Gedanke fahren muß, um präsentabel zu erscheinen, entledigte sich Thom seines Anliegens.

„So schwer es mir fällt — ich weiß, daß ich Ungelegenheiten schaffe und man sollte doch Rücksicht nehmen...“

„Die Ungelegenheiten werden so groß nicht sein und was die Rücksicht anlangt, so darf man schon ab und zu auch an sich selbst denken“, half der ahnungslose Pfarrherr mit, den ungewöhnlichen Gedanken zur Welt zu bringen. Er hatte seine Grube gefunden, von einer glücklich gebrochenen Sprungfeder erzeugt.

„Also, ich muß der Gemeinde mein Orgelspiel von heute an aufkündigen.“ Er sagte dies so barsch, als es ihn Kraft gekostet hatte. Dem Pfarrer war wie einer Schützenscheibe zumute — wenn sie so was wie ein Gemüte besitzen sollte —, die man ins Schwarze getroffen hat. Vielleicht ringt sie ihre Kreise.

„Sie werden mir ohne Zweifel, Thom, später Ihre Gründe darlegen: Krankheit, Familiengeschichten, vielleicht das Alter...“

Thom winkte begeistert ab. Das Gesicht zu einem unpassenden Lächeln verzogen, das Kinn auf den Stockgriff gestützt. Ein wenig von Verstand gekommen. Das besüßigte jedoch nicht des Pfarrers Unmut.

... aber ich werde sie nicht recht würdigen können“, führte er mit erhörter Stimme seinen Satz fort und rückte den gastlichen Tisch von sich. „Mir's erst am Samstag zu sagen!“ Seine rauhe Bauernpredigerstimme und die großen Stiefel, welche er noch von dem Ritze durch die Saatgüter an den Füßen hatte, polterten durch die Stube. „Nach dreundreißig Jahren — so lange ist's doch her, nicht wahr, daß wir dem Herrn das sonntägliche Lob singen? — an einem Samstagabend!“

„Wie? Samstag ist heute?“ rief Thom und strahlte eine unbegreifliche Freude in das geistliche Ungewitter, welches schwarz vor ihm stand. „Sehen Sie, Hochwürden, — er sprang auf und berührte mit einer so überzeugung wie respektlos ausgestreckten Hand die mächtige Brustwölke der Soutane, wo der Blitz wieder zu dem goldenen Uhrketten wurde, welches aus der Knopf-

## Vereinigung und Diaspora

Von Iwan Bricht

Das in Frankreich erweckte Interesse am slawischen Europa äußert sich nicht nur durch die Gründung verschiedener gelehrter und belehrender Gesellschaften und Institute, sondern auch durch die tatsächliche Arbeit, die dort geleistet wird. Wir wollen diesmal auf ein Werk hinweisen, welches unter der Patronanz des „Institut d'Etudes Slaves de l'Université de Paris“ im Verlag Bossard (140 Boulevard Saint-Germain in Paris) erschienen ist und Jugoslawien behandelt. Wir meinen das Buch Emile Haumants: „La Formation de la Yougoslavie“, ein Werk, welches vom Institut mit dem Ernest-Denis-Preis bedacht wurde.

Der Autor ist kein einfacher Geschichtsschreiber. Er hat einen ausgesprochenen literarischen Sinn und eine literarhistorische Erudition, die er in Werken über Turgenjév und Puškin bewiesen hat. Auch für Kulturgeschichte zeigte er als Verfasser eines Werkes über die französische Kultur in Rußland eine besondere Begabung. Für politische Geschichtsschreibung, und zwar für die Geschichte der Slaven überhaupt, erwies er sich durch seine hervorragenden Schriften über Rußland (Histoire de Russie und Le problème de l'unité russe) hervorragend befähigt. Was Wunder, daß der Honorarprofessor der Sorbonne und korrespondierendes Mitglied der Akademie in Belgrad und Zagreb an die Verfassung einer Geschichte des Werdgangs Jugoslawiens schritt, bei welcher Gelegenheit er alle seine Begabungen ins Treffen führen konnte.

Emile Haumant verfolgt die Entwicklung Jugoslawiens vom XV. ins XX. Jahrhundert, d. h. bis zum heutigen Tage. Dem Andenken Jovan Cvijić ist das Werk gewidmet, welches von tiefer Kenntnis und herzlichen Sympathien diktiert wurde. Die Aufgabe des Verfassers war, alle Ele-

mente jener Bewegungen und Strömungen zusammenfassend darzustellen, die zur Einigung und Einheit der drei jugoslawischen Stämme führten. Zum erstmalig wird in der französischen Literatur ein Stoff behandelt, der bisher nur in verstreuten Einzeldarstellungen dem Interessenten zugänglich war. Selbstverständlich mußte er in seinem Werke die Meister der jugoslawischen Geschichte, Konstantin Jireček, Valtazar Bogičić, Stojan Novaković und vor allem Jovan Cvijić anrufen. Auch die gesamte moderne und ältere Hilfsliteratur war dem Kenner der slawischen Sprachen zugänglich. So ist die französische Slavistik um ein wertvolles Werk bereichert worden.

Im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stehen naturgemäß die Serben, deren Geschichte als Dramatische streifte und deren Willen zu Jugoslawien mit dem meisten Menschenblut erkauft wurde. Er weiß aber auch die wunderbaren kulturellen Leistungen der Kroaten zu schätzen und die großartige Teilnahme des kleinen Slawenstammes an dem Werdgang der jugoslawischen Idee zu würdigen. Mit geographischen und historischen Priora des zeitlichen Mittelalters (VIII. bis XV. Jahrhundert) beginnend, beschreibt er in besonderen Abschnitten die divergierend sich entwickelnden Geschichten der von den Türken überfluteten und der von den Türken freien jugoslawischen Stämme. Im ersten Abschnitt haben wir insbesondere seine meisterhafte Analyse der serbischen Epik hervor, dieses Dokumentes einer unüberwindlich gesunden und expansiven Rasse, im zweiten die beginnenden Bewegungen des Ilyrismus. Und da setzen schon im XVIII. Jahrhundert die dramatischen Kriegs- und Revolutionsleistungen der Serben und die kulturellen und politischen Parallelbewegungen der Kroaten und Slawen ein: Die Aufstände der Uskokten und Montenegriner, die Erhebung der Samojids und der Karageorger, resp. der Obrenović einer-

seits und die für Franzosen ungemein interessante napoleonische Episode des politischen Ilyrismus. Parallel gehen die Aufwärtstendenzen in den Jahren 1815—1868: Serben als immer freier werdender Vasallenstaat der Türken und die Entfaltung des kroatisch-jugoslawischen Nationalismus.

Das nächste Kapitel hat, ebenfalls wie der Absatz über die Geschichte Serbiens bis zum Drama von Sarajevo, rein politischen Charakter. Es ist der Kampf der Serbo-Kroato-Slawen gegen Oesterreich-Ungarn. Prags politische Rolle wird in diesen Kapiteln immer stärker hervorgehoben. Es werden Divergenzen laut, die zwischen Jugoslawien und Italien bestehen. Im Süden Serbien und Montenegro, im Nordwesten Kroatien und Slawen führen ihren nationalen Vorkriegskampf immer erfolgreicher, immer stärker werdend. Kulminationspunkte: die beiden Balkankriege und dann der Weltkrieg, das Riesendrama Serbiens, das Meisterschauspiel jugoslawischer Diplomatie. Aus den kombinierten Bestrebungen aller drei Teile entsteht das Königreich S. H. S. und später Jugoslawien.

Haumants Geschichte ist ein ermutigendes Buch: es zeigt vor allem auf die Tatsache hin, daß verhältnismäßig kleine Stämme eine große Geschichte schaffen können und daß die Waffen des Geistes und der Liebe den unermesslichen Ebenbürtig sind. Es beweist aber auch, daß man die Welt des beschriebenen Objekts bis in die Wurzeln kennt und wenn man sich der Tatsache bewußt ist, daß ein Volk nicht nur als politisches und wirtschaftliches, sondern auch als kulturelles Individuum zu betrachten und zu werten ist.

Der Leiter des Instituts für Auslandskunde Grenz- und Auslandsdeutschum und der Mitteldeutschen Auswandererberatungsstelle in Leipzig Dr. jur. et phil. Hugo Gothe schrieb im Auftrag (?) des Vereins für das Deutscheum

im Auslande eine äußerst interessante Skizze (315 Seiten!) des Werdens, der Verbreitung und der kulturellen Arbeit der deutschen Diaspora im Ausland. Das Buch heißt „Die Deutschen in Uebersee“ und es ist im Zentralverlag G. m. b. H. in Berlin W 35 erschienen. Für die Ausbreitung des Deutschen in Uebersee (wir kennen die Bedeutung dieser Riesengemeinden in U. S. A. während des Weltkriegs) müssen sich auch nichtdeutsche Politiker, Volkswirtschaftler und Völkerpsychologen interessieren, denn Tatsache bleibt, daß gerade der Deutsche im Ausland mit besonderer Betonung an dem Staatsleben des Gastvolkes teilnimmt (siehe Vorkriegsrußland), dabei aber mit festen Banden mit seiner alten Heimat verknüpft bleibt. Ein Aufgehen des Deutschen im Auslandsmilieu, eine Assimilation, wie sie z. B. die Schweden in U. S. A. durchführen, wird gerade in der letzten Zeit von den verschiedenen nationalen Organisationen Nachkriegsdeutschlands bekämpft.

Nach der während des Krieges erfolgreichen „Amerikanisierung“ in U. S. A. bleiben als wichtige Zentren des Ueberseedeutschums (resp. Deutschsprechenden) vor allem Brasilien mit 1.375.000 „Deutschstämmigen“, von denen 725.000 deutsch sprechen, ferner Kanada (750.000), Argentinien (600.000), Australien (200.000), Chile (75.000), Südafrika (60.000), Transkaukasien (18.000), (Deutsch-)Südwestafrrika, Tanganjika-Territorium (12.000+2000), Paraguay (9000), Mexiko (8000), Venezuela (4300), Bolivien (4000) usw. Ein interessantes Faktum sind die Deutschen in Nordwestafrika (einschließlich der Atlasstaaten und der deutschen Fremdenlegationen) in der Anzahl von 20.000. — Der Verfasser nimmt in seinen Schätzungen und Statistiken auf solche kleine Gruppen, wie die Deut-